Der Stand der Mark

einhundert Mark kosten in.

		letzter Kurs	vorletzt. Kurs v. 17.7.1914
New-York..	Dollar	1,33	1,34 — 23,81
Amsterdam	Fl.	4,20	4,17 — 36,62
Kopenhagen	Kr.	8,00	8,45 — 88,88
Stockholm	Kr.	6,35	6,35 — 8,88
Christiania	Kr.	9,95	9,95 — 8,8
Zürich	Fr.	8,07½	8,05 — 125,—
Wien	K.	—	— — 17,64
London	Sh.	7,33	7,17 — 100,06
Paris	Fr.	17,00	17,25 — 123,00
Rom	Lire	28,56	28,41 — 125,00

Berliner Volks-Zeitung

Morgen-Ausgabe — **Erstes Beiblatt**

Nr. 330 – 69. Jahrgang — Sonnabend, 16. Juli 1921

BERLIN UNSICHER

S.-A. 5 U. 58 M. morgens
S.-U. 8 U. 13 M. abends

M.-A. 5 U. 16 M. nachm.
M.-U. 1 U. 11 M. nachts

Die Lebensmittelpreise

Kleinhandelspreise der Berliner Zentralmarkthalle

Zufuhr in Wild gering, in Geflügel genügend, P eise kaum verändert.

Rehwild 13—14 M. das Pfd., Wildenten 8—10 M. das Stück, Kaninchen (zahme, geschl.) 6—8 M., Hühner (geschl.) 14—17 M. d. Pfd., Tauben (gesch.) 7—9 M. d. St., Gänse (ig. geschl.) 13—16 M., Enten (geschl.) 14—16 M. d. Pfd. Eier 1,65—1,55 M. d. St. Tomaten 2—3 M. d. Pfd., Zitronen 0,25—0,60 M.

Kartoffelpreise — Kartoffelnöte.

Immer noch zu teuer für den kleinen Mann.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die Berliner ein Pfund alte Kartoffeln, vorausgesetzt, daß sie überhaupt welche auftrieben, mit 1 Mark bis zu 1,50 Mark bezahlen mußten, während gleichzeitig neue Kartoffeln 2,25 Mark bis 2,50 Mark das Pfund kosteten. Bei den alten Kartoffeln kam noch in Betracht, daß etwa die Hälfte schlecht war, und bei den neuen war zu berücksichtigen, daß sie in der Regel nicht viel taugten. Zum Glück hat dieser Zustand, der selbst den gutmütigsten Staatsbürger mit Ingrimm erfüllen mußte, nicht lange gedauert. Die alten Kartoffeln verschwanden völlig vom Markte, und die neuen wurden, seitdem sich zu der ausländischen Ware inländische gesellte, bald in solcher Menge angeboten, daß die Preise rasch und erheblich sanken. Aber auch noch jetzt kann man 1 bis 1,50 Mark für ein Pfund Kartoffeln leicht loswerden. Hat man sich schon hinreichend klar gemacht, was das heißt? 1 Mark bis 1,50 Mark für ein Pfund Kartoffeln?! Für ein Pfund jenes Nahrungsmittels, das für die Armen und Aermsten zur Sättigung unentbehrlich ist?! Erinnert man sich, daß noch vor fünfzehn Jahren in Berlin drei Pfund neue Kartoffeln für 10 Pfennig zu haben waren?

Seit dem Jahre 1906 sind die Kartoffelpreise andauernd gestiegen. Während 1906 der Zentner Kartoffeln in Berlin im Großhandel 1,75 Mark kostete, ging er 1907 auf 2,65 Mark und 1908 auf 2,70 Mark. Die nächsten Jahre brachten weitere Steigerungen und zu Beginn des Jahres 1912 kostete das Pfund neue Kartoffeln in Berlin beinahe 10 Pfennige. Die Ursache dieses Teuerwerdens der Kartoffeln waren die hohen Getreidepreise. Das Brot mußte immer höher bezahlt werden und die erklärliche Folge war, daß immer mehr Kartoffeln gegessen wurden. Der Kartoffelpreis von 1912 war außergewöhnlich hoch, stand aber jenem noch bedeutend nach, der in dem berüchtigten Teuerungsjahre 1847, dem Vorläufer des berühmten Revolutionsjahres, in Berlin geraume Zeit galt. Damals kostete die Metze Kartoffeln sechs bis sieben Silbergroschen. Da eine Metze ungefähr vier Pfund enthält, stellte sich damals das Pfund Kartoffeln in Berlin auf mindestens anderthalb Silbergroschen, das sind fünfzehn Pfennig nach jetziger Rechnung. Dabei ist aber der Unterschied zwischen der Kaufkraft, die unser Geld 1847 hatte, und der Kaufkraft, die es 1912 besaß, zu berücksichtigen. Für einen Taler bekam man 1847 etwa das Dreifache dessen, was man 1912 für diesen Betrag erstehen konnte.

Nach der Wirth'schen Gleichung, die in einer heutigen Papiermark nur einen Friedensgroschen erblickt, stimmt der jetzige Kartoffelpreis von einer Mark für das Pfund mit dem von 1912, zehn Pfennig für das Pfund, überein. Aber die Einnahmen derjenigen, die wegen der Bescheidenheit ihrer Mittel in ihrem Haushalt große Mengen von Kartoffeln verbrauchen müssen, sind nicht auf das Zehnfache ihres Friedenseinkommens gestiegen. Gar viele gibts, bei denen eine solche Vermehrung überhaupt nicht oder nur auf das Zwei- bis Dreifache eingetreten ist. Für diese „Enterbten" ist der heutige Kartoffelpreis ebenso ungeheuerlich wie der im bösen Jahre 1847. Unsere jetzigen Kartoffelpreise sind dadurch etwas gemildert worden, daß es an ausländischen Zufuhren nicht fehlte. Das haben die Berliner von 1921 vor denen von 1847 voraus. Wir haben holländische, italienische und kanarische Kartoffeln. Die ersten beiden Arten sind nicht viel teurer als die inländischen Kartoffeln; erheblich höher aber ist der Preis für die kanarischen. Früher wurde ein großer Teil der ausländischen Kartoffeln, die auf den hiesigen Markt gelangten, als „Maltakartoffeln" bezeichnet. Schon vor zehn Jahren ist nachgewiesen worden, daß die kleine Insel Malta nicht entfernt die Kartoffelmassen erzeugen konnte, die unter ihrem Namen verschickt wurden. Die Täuschung war aber nicht schlimm. Es werden italienische Kartoffeln gewesen sein, die wir als „Maltakartoffeln" bekamen, und da Malta seiner örtlichen Lage nach zu Italien gehört, brauchte man schon aus diesem Grunde über die irrige Benennung nicht empört zu sein. „Malta" klang besser, als seine Kartoffeln schmeckten.

Wie erholt man sich am besten?

Die Ansichten medizinischer Autoritäten. — Uebertreibungen vermeiden und viel ruhen.

Es kommt nicht nur darauf an, die erforderlichen Mittel zu einer Reise in die Sommerfrische zu haben, sondern auch darauf, mit Vernunft und etwas Wissen aus dem Aufenthalt an der See, im Gebirge und an den heißen Quellen möglichst viel Erholung zu ziehen. Denn, wie bekannt, kommen infolge unzweckmäßiger Lebensweise und unvernünftigen Verhaltens nicht wenige Leute von ihrer Erholungsreise nervöser, abgespannter zurück als sie vorher waren oder haben sogar den Keim zu einer Krankheit in sich gelegt, die erst später sich bemerkbar macht. Die größten Fehler, die bei einem Erholungsaufenthalt gemacht werden, sind erstens die übertriebene Benutzung der Heilfaktoren, wozu besonders der Großstädter aus einem verständlichen Ueberschwang neigt und zweitens die zu lebhafte Beteiligung an den in den Kurorten gebotenen „Zerstreuungen" und Vergnügungen. Hervorragende Mediziner äußern sich zu dieser sehr wichtigen Frage folgendermaßen:

Professor **Dr. A. Kraus** faßte seine Meinung dahin zusammen: Der erste und häufigste Fehler wird bei der Auswahl des Erholungsortes gemacht. Leute begeben sich an die Nordsee, die durch das scharfe Klima nur noch aufgeregter und nervöser werden. Namentlich die Berliner sündigen viel bei ihrer Vorliebe für die Berge. Kommen sie abends in dem Gebirgsort an, beginnen sie am nächsten Morgen mit der Kraxelei, ohne schon einige Wochen vorher ihren Körper für eine Anstrengung trainiert zu haben, die an die Leistungsfähigkeit des Herzens die höchsten Anforderungen stellt. Die Folge dieses unvernünftigen Verhaltens sind dann häufig Herzkrankheiten, namentlich bei älteren und korpulenten Herren. Während des Aufenthaltes in der Sommerfrische soll man **ein möglichst einfaches Leben führen und viel ruhen.** Die Naturheilkundigen haben ihren Einfluß auf breite Schichten dadurch erlangt, daß sie Krankheiten mit den einfachsten Mitteln zu heilen suchen und die Menschen zur Einfachheit erziehen. Nicht das Maß des Komforts, das man in einem Kurort oder in einem Hause zur Verfügung hat, darf bei der Wahl für wirklich Erholungsbedürftige den Ausschlag geben, und noch weniger dürfen sich diese verpflichtet fühlen, in einem Hotel oder in einem Sanatorium alle Veranstaltungen des gesellschaftlichen Lebens mitzumachen. Daraus zieht man keinen Vorteil für seine Gesundheit. Sehr wichtig für die nachhaltige Wirkung einer Kur ist es, daß man einen **allzu krassen Uebergang von Erholung zur Arbeit vermeidet.** Wer sich den Vorteil einer Nachkur nicht verschaffen kann, soll nicht bis auf die letzte Minute an einem Erholungsort bleiben, sondern lieber einige Tage vorher abreisen und die Nachkur in seiner gewohnten Umgebung machen. Der aus dem unvermittelten Wechsel entspringende Nachteil ist allemal größer als der Vorteil, den man bei dem Verweilen bis zur letzten Stunde vielleicht noch hat. Im übrigen darf man nicht glauben, daß eine Sommerreise allein schon für die Pflege der Gesundheit genüge, und daß man nachher wieder darauf losleben könne. Vielmehr sollte jeder nach Möglichkeit bestrebt sein, zu Hause so zu leben wie in der Sommerfrische. (!!)

Geheimrat Professor **Dr. W. His** wandte sich noch schärfer gegen die Zerstreuungssucht in den Kurorten, wobei er ausführte: Inden stillen Sommerfrischen erholen die Menschen sich gewöhnlich viel besser als in geräuschvollen und großen. Verkannt soll allerdings nicht werden, daß wirklich künstlerische Darbietungen, beispielsweise musikalische, auf den Gemütszustand und damit auf das gesamte Befinden leidender Personen einen günstigen Einfluß ausüben können. **An der See wird oft zu viel und zu lange kalt gebadet.** Wenn man an seinem Reiseziel angelangt ist, soll man sich nicht sofort in die Fluten stürzen, sondern zunächst zwei bis drei Tage an das schärfere Klima und die veränderte Lebensweise sich gewöhnen. Wenn man dann zum ersten Male badet, soll man nur ein paar Mal untertauchen und ein paar Sturzwellen über sich ergehen lassen, und erst bei den folgenden Malen allmählich den Aufenthalt im Wasser verlängern. Sehr vorsichtig sollte man mit den Sonnenbädern sein. Für nervöse Personen sind sie oft direkt schädlich. Der Begriff der Nervosität ist allerdings sehr dehnbar. Wenn Leute, die nachts schwärmen und zweifelhaften Genüssen sich hingeben, am nächsten Morgen „nervös" sind, so ist das etwas ganz anderes, als wenn Menschen aus ererbter Anlage oder durch die Schädigungen ihres Berufes neurasthenisch sind. Aber jedenfalls kann man sagen, daß **der Grundfehler aller Erholungsuchenden der ist, daß sie alles zu viel machen.** Die besten Regeln sind: Früh zu Bett gehen und zeitig aufstehen, möglichst viel in freier Luft sich aufhalten und viel ruhen.

Professor **Dr. Finkelstein,** der Direktor des Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Krankenhauses für Kinder ergänzte die Ausführungen noch besonders im Hinblick auf das zweckmäßigste Verhalten der Kinder. Er sagte: Kalt baden sollten nur Menschen mit kräftiger Konstitution. Im Gebirge ist es das allerverkehrteste, sofort große Touren zu machen, ehe der Körper an die neuen Lebensbedingungen sich gewöhnt hat. **Die Aerzte im Engadin verordnen ihren Kurgästen für die erste Zeit strenge Ruhe.** Was für Erwachsene gilt, hat in erhöhtem Maße Bedeutung für Kinder, deren schwächere Konstitution gegen schädigende Einflüsse weniger widerstandsfähig ist. In jedem Falle sollten Eltern erst einen Arzt befragen, ob ihre Kinder, sofern sie noch klein sind, kalt baden dürfen. Auch wenn die Frage bejaht wird, muß große Vorsicht bei der Ausdehnung des See- und des Sonnenbades angewendet werden.

L. L.

Ein rabiater Schwiegersohn.

Wegen gefährlicher Körperverletzung vor der Strafkammer.

Wegen qualifizierten Hausfriedensbruchs und gefährlicher Körperverletzung hatte sich der Gastwirt Paul Obst aus der Lippehner Straße vor der 1. Strafkammer des Landgerichts III zu verantworten. Der Angeklagte, der verschiedene Jahre in Frankreich, England und Aegypten als Oberkellner tätig gewesen war, hatte in Kairo bei der Seefahrt einen Sonnenstich und dadurch eine dauernde Schädigung seines Nervensystems erlitten. Als er im November 1919 die Tochter eines in Bernau wohnhaften Elfenbeinschnitzers Z. heiratete, übergab er seinem Schwiegervater seine Ersparnisse, bestehend aus drei Goldstücken und 90 Mark Silbergeld. Mit dem von den Schwiegereltern und seinen eigenen Eltern erhaltenen Mitteln erwarb er dann in der Lippehner Straße 31 eine Gastwirtschaft. Schon nach kurzer Zeit trennte sich seine Frau von ihm und der Schwiegervater ließ die gesamten Möbel einschließlich der Restaurationseinrichtung abholen und nach Bernau schaffen. Der Angeklagte, der sich nunmehr dem Spiel und dem Trunke ergeben hatte, fuhr eines Tages nach durchzechter Nacht nach Bernau und begab sich mit einem ihm bekannten Schankwirt nach der Wohnung seiner Schwiegereltern, um sich dort aus seinem Barbestand Geld für eine Reise zu seinen Eltern geben zu lassen. Er schickte den Schankwirt als Parlamentär vor, jedoch mit negativem Erfolge. Als der Schankwirt die Wohnung verlassen wollte stemmte der Angeklagte seinen Fuß zwischen die Tür, um gewaltsam in die Wohnung einzudringen. Da schlug ihn der Schwiegervater mit einem Gummiknüttel auf den Arm, was den Angeklagten so in Wut versetzte, daß er eine Pistole, die ihm von einem Bekannten zum Verkauf überlassen war, hervorzog und drei Schüsse in das Wohnzimmer seiner Schwiegereltern abfeuerte. Durch diese Schüsse erhielt der Schwiegervater einen Streifschuß am Kopf, ein aus der Nachbarschaft zufällig anwesender junger Mann einen schweren Beckenschuß, wegen dessen der Verletzte wochenlang im Krankenhause liegen mußte und seine Ehefrau einen Schuß in den Ellenbogen. Dem Angeklagten wurde

Veteranen der Musik.

Von alten Musikinstrumenten.

Von

Fritz Zielesch.

In bedauerlicher Verborgenheit ißt in der Hochschule für Musik (Fasanenstraße) eine Reihe mehr oder weniger wertvoller, mehr oder weniger interessanter musikalischer Reliquien das Gnadenbrot museumhaften Nochdaseins. Instrumente aller Zeiten und Länder haben sich hier zusammengefunden, um an drei Wochentagen hin und wieder zu einem verstimmten Ton geweckt zu werden, den ein Besucher (zwei sind hier selten) ihnen entzieht.

Neben einigen (zurzeit nach auswärts verliehenen) Geigen von hohem Wert ziehen vor allem die klavierartigen Instrumente unsere Aufmerksamkeit an. Ein noch neumodisch dreieckaneuder Steinweg-Flügel entwickelt unter den berufenen Händen unseres Begleiters einen wundervollen Klang. Clara Schumann hat ihn einst gespielt. Nicht weit davon finden wir Mendelssohns Flügel, der ihm kaum nachsteht. Dann geht es rasch in weit vergangenere Zeiten zurück, in denen man noch Muße hatte, für das musikerzeugende Instrument vielfältige Form zu erfinnen. Da hat man das alte Klavicitherium zum „Giraffenklavier", zum „Lyraklavier" und anderem ausgebaut, da hat man zur Ehre der fleißigen Hausmutter ein Klavierchen in Nähtisch untergebracht, und noch weit früher hat die Liebe zur schönen Musik manchen Instrumentenbauer nicht ruhen lassen, ehe nicht sein Erzeugnis mit wundervollster Intarsienarbeit und mit reichem malerischen Schmuck versehen war. Es ist schon ein Genuß, in solche Instrumente — hineinzuriechen. So riecht — bei allen zugegebenen Vorzügen — kein Flügel unseres Jahrhunderts, wie jene bunten altitalienischen Kästen in der Hardenbergstraße.

Ein pedalloses, schmales Instrument, das sich mit Leichtigkeit forttragen ließe, stellt sich uns als Meyerbeers Reiseklavier vor. Ihm in der Form ähnlich ist ein spinettartiges Instrument, das man Mozart zuschreibt. Aber den Höhepunkt erleben wir doch von zwei Kielflügeln, die keinem geringeren als dem großen Johann Sebastian gehört hatten. Der sonst so dachkundige Begleiter freilich kann sich mit ihnen nicht befreunden und ihm entfährt unwillig ein: „Darauf kann man Bach nicht spielen". Diese Flügel sind Vorläufer des Hammerflügels. Die Saite wird hier nicht von dem Schlage eines Hammers zum Tönen gebracht, sondern — wie bei dem Spinett (spina, lateinisch gleich Dorn*) — durch das Anreißen eines Dorns, der durch Tastenschlag in die Höhe gehoben wird. Ihr Klang ist zitherähnlich zart und natürlich weit schwächer als der des Hammerflügels. Die Saiten schwingen metallisch nach und erzeugen eine Musik, die mit der unseres Flügels auch nicht die geringste Aehnlichkeit verrät. Ein Modulieren des Tones ist ohne weiteres nicht möglich. Daher hat das Instrument zwei Manuale und sonstige Schikanen, die ihm einen Teil jener Vielseitigkeit des Ausdrucks verleihen, die der heutige Flügel, kraft seiner vollendeten Konstruktion ohnehin besitzt (Der Begleiter hat sich unterdessen gesammelt und verkündet, Bach habe das Hammerklavier vorgeahnt und seine Werke bereits für die technischen Möglichkeiten unserer Zeit geschaffen).

Am liebsten mögen wir freilich in unserer so ton- und geräuschgesättigten Zeit bei den winzig kleinen Spinetten verweilen, die kaum größer sind als ein Geigenkasten und also bequem unter den Arm genommen werden können. Ihr Klang ist ihrer Kleinheit entsprechend dünn und silberfein. Gesegnete Ahnen, deren kunsterlernende Töchter noch so ausdauernd musizieren konnten — im Nebenzimmer war heilige Ruhe! Wenn wir noch einen Kaiser hätten und der wäre ich, dann dürften nur Busoni und noch zwei oder drei andere einen Flügel haben — alle übrigen würden zum Spinett verurteilt.

Den Anfang des Hammerklaviers machten die Klavichorde, von denen wir einige Exemplare vor uns haben. Hier waltet schon das Prinzip des Hämmerchens an Stelle des Dorns. Instrumente dieser Art baute man übrigens schon im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Zu einen Zeiten war man auch äußerst vielseitig in der Herstellung kleiner Regale (harmoniumartiger Instrumente), die in regendwelchen Verkleidungen erschienen. Wir verwundern uns noch soeben des Vorhandenseins einer offenbar sehr alten Bibel, die uns nicht recht in diese Sammlung zu passen scheint. Wir werden indessen belehrt. Klappt man den Deckel auf, so erscheint ein kleines Manual, das sich an einem Blasebalg anbringen läßt. Das Instrument ist fertig. Nicht weit davon liegt ein blausamtnes Kissen, bestickt mit dem Wappen irgendeines längst verblichenen Kirchenfürsten. Auch dies ist ein Regal, das uns indessen heute nur noch schnarrende, äußerst unmusikalische Töne hergeben will.

*) Nach anderer Lesart ist der Name auf einen venezianischen Klavierbauer Giovanni Spinetti — um 1500 — zurückzuführen.

Unsere Wandervögel dürfte ein Zitherinstrument interessieren, das mit einer allerdings sehr winzigen Klaviatur verbunden ist. Das haben sich die Altvorderen, als sie jung waren, umgehängt und — vorausgesetzt, daß sie sehr sehr schmale Finger hatten — darauf gespielt. Offenbar hat es sich nicht bewährt, denn es ist wieder leicht noch leicht zu bearbeiten. Es liegt, wie wir entdecken, auf dem Flügel Carl Maria v. Webers.

Das Betrachten eines alten flandrischen Stahlklaviers aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts lenkt unser Sinnen auf eine ähnliche Schöpfung unserer Zeit: die Celesta. Man erklärt sie für ein Orchesterinstrument (Strauß hat sie vielfach vorgeschrieben), indessen finden wir, daß ihr Klang auch im Solo einen besonderen Genuß gibt. Allerdings ist sie nur in der Mittellage restlos vollendet, in der Tiefe dagegen stumpf und tot. Ihr Geheimnis liegt hinter Schrauben verwahrt. Diskretion war Schenkungsbedingung. Doch wissen wir, daß ihre Töne von verschieden langen Stahlplatten erzeugt werden. Ein glockenklarer Klang ist das Ergebnis.

Zu den interessantesten Erscheinungen der Sammlung dürfte aber die Glasharmonika gehören, ein in früherer Zeit (Mitte des 18. Jahrhunderts) vielbeliebtes Instrument. Eine Reihe verschieden großer (also abgestimmter) Glasglocken ist auf eine Achse gezogen, die durch ein Tretrad in rotierende Bewegung versetzt wird. Die Glocken werden angefeuchtet, und nun kann ihnen der darauf ruhende Finger seltsam sphärische, aufschwellende Töne entziehen, die eigenen Reiz haben. Indessen verschiert man, daß mancher Berufsspieler seinerzeit dieses Vergnügen mit Siechtum und Tod bezahlt hat, weil die in den Fingerspitzen konzentrierten Nerven überanstrengt wurden und das ganze Nervensystem in Mitleidenschaft zogen.

Vor dem Verlassen der, wie man sieht, vielgestaltigen Sammlung stören unsere pietätlosen Finger noch die Ruhe eines seltsamen Instrumentes, das einsam in einem verlorenen Winkel steht. Es ist ein Zwitter, halb Drehorgel, halb Regal. Ihm entweicht ein dumpf aufächzender, herzzerreißender Ton von so viel akustischer Mißgestalt, daß wir vermeinen, den ganzen Jammer einer alten Seele darin zu hören, die verbittert von den Schönheiten ihrer Jugend träumt.

Und draußen grollt unserem noch verstörten Hirn der tunneldumpfe Donner der Untergrundbahn entgegen.

Der neue Hamburger Intendant. Als Intendant des Hamburger Stadttheaters ist in Nachfolge des verstorbenen Fr. Löwenfeld der bisherige künstlerische Leiter der Wiener Staatsoper v. Wymetal in Aussicht genommen. Die endgültige Entscheidung steht in Kürze bevor.